

Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Heer, Jak. Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 15

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. Mai 1934

Heft 15

Erste Mai.

Juhe, juhe, jez hä=mer's scho!
Juhe, jez mues es besser cho,
Jez mues es allne ringe.
's häd zwölfti gschlage. Jez isch Zit,
Und erste Maie hä=mer hüt,
Mer wänd em grad eis singe!

Und isch cholrabeschwarzi Nacht,
Wänn's taget morn, gib acht, gib acht!
D' Sunn bringt de goldi Fahne.
Sie schwingt e höch dur d' Matte-n= us;
Und steckt en uf vor jedem Hus,
Vor jedes Gärtli ane.

Jez, wänn d' na öppis z'fürmle häst,
Tue d' Auge-n= uf, hüt hä=mer Fäst,
Zäntume wird eis glachet.
D' Bäum stönd gli tubechridewiß,
Und d' Wält isch alls eis Paredies,
Und d' Meitli sind vertwachet!

Mer händ en ruche Winter gha.
Furt mit! Mer dänked nime dra.
Spehr d' Türe-n uf und d' Fenster!
Laß ine zieh die warme Wind,
Wo na paar Herz verrostet sind,
Wird hüt de Maie Meister!

Ernst Eichmann.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Rettende Hände.

Die Durchgängerei Jakob Sturms war ein öffentliches Geheimnis, das Tagblatt von Wülfsenberg kündete es zwar nicht in die Welt, aber des Raunens und Bishelns in der Stadt und auf dem Dorf war kein Ende. Wo der unglückselige Junge ging, wies man mit Fingern auf ihn. „Ist es wahr, daß du nach Italien gehen und hast Räuberhauptmann werden wollen?“ fragte der Posthalter. Die Legende war allgemein. „Er ist dem Teufel vom Karren gefallen; man muß einen Buben nur ins Gymnasium schicken, dann wird er sicher ein Lump,“

sagten die alten Bauern, und die Industrielleute lachten: „Nun hat Christoph Sturm, der Werkführer, die Quittung seines Buben!“

Der Vater wurde vor Ärger fast krank, eines Morgens stand er zu einer großen Reise gerüstet und wandte sich an Frau Elisabeth. „Ich selber kann mit Jakob nicht über sein Leben sprechen,“ versetzte er, „ich überlasse ihn dir, Elisabeth. Bis ich heimkehren werde, mag er in einem Geschäft einte Lehre suchen, im anderen Falle geht er eben doch in die Fabrik, die ihm stets ein Greuel gewesen ist.“

Emil und Heinrich, die Brüder, fragten ver-

wundert: „Warum fällt dem Vater das Reisen wieder ein?“ Frau Elisabeth antwortete: „Es hat sich grad so schön gefügt, daß in der Nähe des Onkels Johannes ein großer Arbeitsauftrag zu erledigen ist. Da kann er häufig mit seinem Bruder, den er doch sehr lieb hat, zusammen sein. Darum hat er die Arbeit selbst übernommen.“ Jakob aber mußte es besser. Der Vater hatte seine Reise nach Osterreich angetreten, weil er den Hohn und die Schmach nicht ertrug, die sein Ältester auf den Namen der Sturm gehäuft hatte.

Was nun lernen? Die Lehrlingsstelle in einem Kaufmannsgeschäft gab sich nicht. Jakob Sturm überwand die furchtbare Menschen scheu, die über ihn gekommen war, er suchte Regierungsrat Hartmann auf und bat ihn um einen guten Rat.

Der menschenfreundliche Mann überlegte lange: „Ordentliche Stellen werden erst im Frühjahr offen. Bis dahin als Tagelöhner umherflandern darfst du nicht. Lernen, lernen! Geh bis zum Frühjahr einfach noch ins Gymnasium. Dann komme wieder zu mir!“

Jakob Sturm taumelte zurück und stammelte: „Ich habe ja mein Zeugnis zerrissen.“

„Das siehst dir gleich!“ lächelte der Regierungsrat.

„Und das consilium abeundi habe ich auch.“

„Ich büрге dir aber dafür, daß es dir jetzt besser geht. Wenn du eintrittst, sagst du kein Wort. Du findest alles geordnet. Und wenn dich etwa ein Junge hänselt, bedenke, daß du nicht von Seide gesponnen bist.“

Jakob Sturm wollte den Mann, der ihm mit herzlicher Wärme zuredete, nicht fränken, sich windend sprach er ein halbes „Ja“, das nicht aus dem Herzen kam.

Der Regierungsrat spürte den Widerstand, mit Nachdruck und Ernst sagte er: „Ein Mann, ein Wort, die Hand auf dein Versprechen!“ und unter dem Zwang seiner mahnenden Blicke ging Jakob Sturm mit sich aufbäumendem Herzen in die Falle. Wieder ins Gymnasium! Das war eine Demütigung wie an den Pranger gestellt zu werden. Die Lust zu törichten Streichen aber war dem Jungen vergangen, es gab nichts als ein bitteres Sichfügen.

Vielleicht war's sein Glück. Die Zwischenzeit bis zum Frühling, die nun kam, ein langer dumpfer Winter wurde ein blutiges Martyrium. Die Lehrer zwar fanden sich leidlich mit ihm ab, die meisten, besonders Doktor Salo-

mon Süs, übersehen ihn, er genoß die kleine Genugtuung, daß Criva, der Italiener, als ein böses Vorbild anderer aus der Anstalt gestoßen wurde, er besaß aber in der ganzen Jugend keinen Freund mehr, nur grausame Hühner, selbst sein früherer Herzkamerad Julius Hartmann schämte sich, ihm vor den anderen die Hand zu reichen, die Brosamen der Freundschaft, die er Jakob Sturm heimlich gab, schmeckten nach Almosen und schmerzten, in die Stadt, aus der Stadt wand sich der Junge, um Beleidigungen zu entgehen, auf Schleichwegen, und wenn er Friedli von ferne sah, floh er um die nächste Ecke.

Denn in ihren Augen lag doch das Gericht. Nein, daraus traf der erste Sonnenstrahl in ein verfehltes, verdüstertes junges Leben.

„Ein Kaufmannslehrling wird in ein blühendes Geschäft in Wülfsenberg gesucht.“ Mutter und Sohn lasen die Annonce. Wozu bis im Frühling warten? Jakob Sturm schrieb seine Anmeldung, die Einladung kam, daß er sich vorstelle, und an einem wilden Schneeabend begab er sich in die enge Gasse, in der die Kolonial- und Spezereiwarenhandlung lag. Als er eintrat, schnürte sich ihm das Herz zusammen. „Da werde ich ein Dieb!“ Allein er wußte nun, wie der Mensch manchmal das Brot mit Tränen essen muß, und hatte überwinden gelernt. Das Geschäft führte ein krauses Allerlei von Bedürfniswaren, ein starker seltsamer Geruch von Käse und Olivenöl, von Muskat und Petroleum drang ihm entgegen, der Großkrämer, ein aufgedunsener, gewaltiger Mann im weißen Schurz, bediente die Kunden, im Mittelgrund des Gemölbes saß im scharfen Licht ein buckliger, glasköpfiger Schreiber wie eine Mumie über dem großen Buch, und als Jakob Sturm auch noch die Fässer mit Bökelfleisch und Heringen auf dem Boden, die amerikanischen Speckseiten, die Kränze von Feigen und Zwiebeln an der Decke sah, dachte er: Das ist die Hölle.

„Und was wollen Sie?“ fragte der Kaufmann.

Da stotterte der Junge: „Nichts!“

„Warum bist du denn hereingekommen, Bursche? Glaubst du, wir brauchen Maulaffen?“

„Leben Sie wohl und zürnen Sie nicht, ich habe mich nur verirrt.“ Und unter dem halb mißtrauischen, halb erstaunten Lachen des Krämers lief er davon. Es war ihm gerade recht, daß ihm die stürmenden Winde durch die Klei-

der bliesen. Das Herz war ihm schwer, er hätte der Mutter gern einmal eine befriedigende Nachricht heimgebracht, planlos ging er durch die ziemlich menschenleeren Gassen, durch die das Schneewehen trieb.

Ohne es zu wissen, bloß aus alter Gewohnheit hielt er vor den hellerleuchteten Fenstern einer Buchhandlung, er hatte ja die Buchläden schon als Abschwärze geliebt. Er sah aber die Gedichtbändchen und Erzählungsbücher mit den Goldüberschriften nicht einmal recht an, er hatte nach den übeln Erfahrungen, die er damit gemacht hatte, das Dichten aufgegeben. Wenigstens auf dem Papier. Er dachte nur verträumt: Den Leuten muß es aber wundergut gegangen sein, die ihre Bücher da liegen haben!

Die Türe öffnete sich von innen. „Guten Abend, Fräulein,“ sagte eine angenehme Männerstimme, einen Augenblick sah er dem Buchhändler in das offene, muntere Gesicht, der Mann zog sich aber vor dem unfreundlichen Wetter rasch zurück, und Jakob Sturm starrte wieder in das Fenster und überlegte: Wenn der Büchermann nur einen Lehrling brauchte! Hier könnte es ihm gefallen. Um die Kundin, die aus dem Laden getreten war, hatte er sich gar nicht gekümmert.

„Wer steht denn da und sieht mich nicht?“ lachte plötzlich ihre silberne Stimme.

Friedli! Er traute seinen Ohren kaum und fuhr zusammen. In graugesprenkeltem, rauhwollenem Mantel stand die schlanke Gestalt neben ihm. Ihr Gesicht schaute winterfrisch und freundlich aus einer Kapuze, die sie weit über die Ohren hervorgezogen hatte.

„Guten Abend, Fräulein,“ sagte er, als mußte er den Buchhändler nachäffen, schüchtern und scheu.

Da blitzten die dunkeln Augen unwillig. Friedli schmollte: „Du kannst einem rechte Sorgen machen. Du willst jetzt also gegen mich so häßlich sein wie gegen andere Leute. Das geht nicht!“ Lieb und drollig klang der Vorwurf.

„Was hast du dort für ein Büchlein in der Tasche?“ fragte Jakob Sturm zusammenhanglos.

Da mußte das Mädchen hell herauslachen: „Du bist stets noch der Foggeli, du fragst zuerst nach den Büchern! ‚Hermann und Dorothea‘ ist’s. Ja, schau nur! Es gibt Mädchen, die sich jetzt auch mit großer Teilnahme in die Dichter versenken.“ Sie machte eine rasche ungeduldige

Bewegung: „Wie lange willst du denn noch vor dem Fenster stehen bleiben?“

„Was soll ich denn?“ fragte er neugierig.

„Du meine Güte“, seufzte sie lustig, „muß man dir alles auf die Zunge legen?“

„Friedli, darf ich ein wenig mit dir gehen?“ fragte er nun halb ermutigt.

„Ja“, lachte sie mit errötenden Wangen, „wir haben so viel zu sprechen. Und das Wetter ist dazu gerade recht.“

Das Paar, das seit Jahren kein Wort mehr gewechselt hatte, trollte sich durch die wirbelnden Flocken, durch den Gassensturm, der den Leuten die Schirme wendete. Wo die Helle aus einem Schaufenster brach, warf Jakob einen scheuen Blick auf Friedli, die stolz und straff und leichtbeweglich, grad als hätte sie Sprungfedern in den Gliedern, neben ihm ging, und er empfand es als eine große Güte des Schicksals, an der Seite des Mädchens schreiten zu dürfen.

Sie fing an zu jubeln: „O, wie ich den Wind und den Schnee liebe. So kommt doch, ihr Flocken!“ und trieb sich den Wirbelschnee mit der Hand zu.

Die beiden gerieten bis über die Stadt hinaus, plaudernd stapften sie im freien Feld durch den reinen, frischen Schnee, in den noch keines Menschen Fuß getreten war. Friedli warf die Kapuze zurück und ging barhaupt durch den wütenden Sturm. „Ich wollte eigentlich ein Junge sein!“ rief sie lustig, „ich würde mich an jedes Wort drücken, daß es voll Schneemänner würde!“ und begann mit dem Finger in den Schnee zu schreiben. Sie schrieb zuerst „Jakob“ und dann „Friedli“!

„Ach nein, das ist etwas Dummes!“ lachte sie und eilig zerstörte sie die Namen. „Ich hätte dir die Augen zuhalten sollen, wie bei dem Fastnachtsfeuer, wenn du Böses oder Dummes denkst, weil ich das geschrieben habe, so lasse ich dich stehen und gehe allein heim!“

„Was sollte ich, Friedli?“ erwiderte Jakob Sturm überglücklich.

Sie gingen wieder ein Stück.

„Ja, Criva,“ sagte sie plötzlich ernst. „Ich habe mich nicht fassen können vor zornigem Weinen, als ich hörte, warum es zwischen euch Händel gegeben hat. Aus Dankbarkeit habe ich heute nicht an dir vorbeigehen können, ohne dich anzusprechen. Ach, Jakob, ich bin manchmal recht von Herzen unglücklich.“

„Du, Friedli?“ versetzte er überrascht.

Sie senkte das stolze Köpfchen und flüsterte: „Ja, das kannst du mir glauben. Ich habe das Heimweh nach meinem seligen Vater, nach dem Hause an der Krug. Es ist bei uns nicht mehr die alte Zeit. Darum liebe ich alles, was von Krug kommt, sogar den Wind, der vom Dorf herüberbläst. Da denke ich, die alte, schöne Zeit wehe mich an. Mein Stiefvater hat so seltsame Ansichten und Launen. Was hätte ich Lust, mich zu etwas Schönerem auszubilden, aber davon will er nichts wissen. ‚Friedli, dein Haarband, Friedli, so geht man nicht, so steht man nicht.‘“ Mit lustigem Spott ahmte sie die Rede ihres Stiefvaters nach. „Nicht einmal recht lernen darf man vor ihm“, seufzte sie, „zu gescheite Mädchen seien ein Greuel der Männer. Ja, der versteht sich aufs Reden, mir aber geht von unserem Kindertheater her stets noch etwas im Kopf herum. Ich würde gern eine Künstlerin, welche die Gestalten der großen Dichter darstellt. Du weißt, ein Klärchen im Egmont mit dem schönen Lied: ‚Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.‘ Ich kann das Stück beinahe auswendig, aber —“ Friedli stockte. „Der Stiefvater sagt, das seien Torheiten. Gewiß, Jakob, es könnte mir besser gehen!“

Es schneite nicht mehr, durch zerrissene Wolken schien der Mond. Friedli lächelte: „Ich habe eigentlich nicht von mir, sondern von dir sprechen wollen.“

Jakob Sturm wurde krebsrot. „O Friedli, ich leide so stark!“ stöhnte er.

„Das habe ich dir wohl angesehen, wie du vor der Buchhandlung standest. Du bist blaß und mager,“ sagte sie mit traulicher Güte. „Du hast aber so schöne Talente, du kannst nur sagen: Ich will, und alles ist gut. Grad wie mein Bruder Hans. Der hat ja auch Streiche gemacht. Nun ist er doch ein tüchtiger junger Mensch. Also ich hoffe, man spreche einmal: ‚Ja, der Jakob Sturm!‘ Du kannst mir glauben, wie mich das freuen würde.“

In der bebenden Stimme verriet sich unfreiwillig die junge Liebe.

„O Friedli, du bist so gut“, stammelte der Junge, „und ich habe es gar nicht verdient.“

Selbstvergessen wanderten Bube und Mädchen durch die stürmische Nacht und plauderten von den Erlebnissen ihrer Kindheit, von der Forelle, die sie gebraten, von dem verbrannten Blüschchen, von unendlich viel glücklichen Stunden an der Krug. Und Friedli lachte: „Die Tage der Baßgeige waren auch eine so lustige Zeit, doch lieber

noch denke ich daran, was für eine Freude du stets an Liedern und Geschichten gehabt hast. Das fesselte mich an dich. Und erst jetzt recht, nun ich selber eine Freundin der Literatur geworden bin. Da spüre ich unwillkürlich, wie du schon damals der Gescheitere warst!“

„Nein, nein, Friedli,“ stotterte der Junge, „ich habe ja dich immer bewundert. Du konntest so gut Stelzen gehen, Mäuschen machen und Theater spielen. Ich sehe dich stets noch als Rotkäppchen vor mir.“

Die Erinnerungen freuten auch Friedli; in seliger Eintracht wanderte das junge Paar, durch Mondlicht und Schatten, durch Schnee und Sturm.

„Du hast recht“, eiferte Friedli, „du sollst kein Kolonialwarenhändler werden. Nein, nein! O, wenn ich dir nur einen guten Rat wüßte.“ Schweigend zermarterte sie sich das Köpfchen. „Du mußt einen schöneren Weg gehen!“

Durch die stille, abendliche Schneelandschaft könnte aus der Ferne das Rollen eines Eisenbahnzuges.

„Gott, wie spät!“ sagte Friedli, und die beiden wandten sich der Stadt zu. „Also wir wollen wieder Freunde sein wie einst. Am Sonntag und in den Ferien bin ich stets in der Mühle von Nebelfingen, und wenn du einmal vorbeigehst, seh ich dich schon. Dann gibt es ein schönes Plaudern. Den Stiefvater,“ lachte sie hell, „hast du nicht zu fürchten, die Mama und er leben übers Kreuz, da ist er selten zu Hause.“ Und ernst setzte sie hinzu: „Aus diesen Dingen verstehst du auch das große Heimweh nach früheren Tagen. Ich sehe Bilder, die nicht für mich sind.“

Sie zögerte, dann aber ein Händedruck, ein Lächeln, ein Ausleuchten der dunkeln Augen, und die leichte, duftige Gestalt, die wieder die Kapuze auf den Kopf gestülpt hatte, verschwand mit tapferem Schritt im Schneeabend.

Jakob Sturm aber lief noch lange umher. Ihm war, sonniges Licht unflute ihn, seine Seele habe sich in Friedlis Worten gesund gebadet. Erschlagene Lebensgeister wurden wach, er kam sich wie der Schuldner des Mädchens vor.

„Und bist du nun Lehrling?“ fragte Frau Elisabeth, die das freudig veränderte Wesen ihres Ältesten auf den ersten Blick bemerkte.

„Nein, Mutter, aber mit Friedli bin ich gegangen, hilf mir, Mutter, daß ich etwas Rechtes werde!“

Der sorgenvolle Blick der Frau Elisabeth



Sonnenschein.

wurde bei der Erzählung ihres Sohnes heiterer. „Ja, das freut mich auch, daß dir Friedli so freundlich begegnet ist,“ sagte sie mit geröteten Wangen, „dafür sollst du sie groß in Ehren halten. Sieh, jedes feine Mädchen, die Friedli voran, hat eine untrügliche Stimme im Gemüt, die vor einem Burschen warnt oder zu ihm Vertrauen faßt, wie er's eben verdient. Und ihre Güte gegen dich mag Gottes Zeichen sein, daß du nicht verloren gehen sollst.“

Zum ersten Male träumte Frau Elisabeth wieder von helleren Tagen für ihren Sorgenjungen.

„Mur den Kopf hoch“, rief die Lu, die Wahrsagerin, dem geknickten Gymnasiasten zu, dem sie stets noch eine merkwürdige Teilnahme erwies, obgleich er ihre Zuneigung mit schnödem Undank erwidert hatte. „Ich habe dir die Karten gelegt — Herzdame ist obenauf!“

Es gibt Gemütszustände, in denen wir sogar die Stimme einer uns freundlich gesinnten Wahrsagerin gern hören, und schon um Friedli's willen trug Jakob Sturm den Kopf höher. „Mutter“, sagte er eines Tages, „die Anmeldungen für das Lehrerseminar in Ruosen sind ausgeschrieben. Ich will Lehrer werden, doch ein anderer als Doktor Salomon Süs.“

„Ja, das wär?“ erwiderte sie traurig, „aber mache dir keine hoffnungsvollen Einbildungen, das kommt nicht zustande.“

Lehrer werden wäre doch besser als zwischen Kolonialwaren oder in der Fabrik verderben. Eine Seminarbildung schloß tausend schöne Möglichkeiten in sich, sie sicherte ihm vier wertvolle Bildungsjahre und schnitt seiner eigentümlichen Veranlagung den Weg nicht ab. Das überlegten Mutter und Sohn.

„Es geht nicht“, sagte Frau Elisabeth vor dem bettelnden Jungen, hinter seinem Rücken aber führte sie einen heldenmütigen Kampf, um den Verschimpften in das hochangesehene Seminar zu bringen.

„Ein Schullehrer“, schrieb der Vater, „das ist der ärmste Mensch der Welt. Und an Jakob mag ich keinen Rappen mehr wagen.“

Die Mutter aber schrieb: „Lieber Christoph, meine treue Arbeit wird auch etwas wert sein, ich nehme die Verantwortung für den Buben auf mich.“ Obwohl man ihr von rechts und links Vorstellungen machte, daß an ihrem Ältesten Malz und Hopfen verloren sei, sagte sie: „Also morgen ist die Aufnahmeprüfung am Seminar. Ich wünsche dir Glück, Jakob, und

wenn du den Augenblick findest, so denke an mich. Ich werde still und fleißig im Weinberg arbeiten und mein Gebet wird bei dir sein.“

Jakob Sturm fuhr nach Ruosen, das mollig an lachendem Seestrande liegt. Das Dampfboot fürchte die Flut, seine Rauchfahne zeichnete verfließende Schatten auf die lichten Wasser. Auf dem Verdeck stand in Grüpplein und Trüpplein junges Reisevolk, Prüflinge wie er, die einen voll blitzenden Jugendmuts, die anderen, die aus stillen Landdörfern kamen, so bitterlich schüchtern und scheu, daß man ihnen das verlegene Wesen von weitem anspürte. Keiner hatte wohl schon so Schweres erlebt wie Jakob Sturm.

Ein gutes Los war aber mit dem Prüfling. Bald darauf schlenderte er aus dem elterlichen Haus der Krug entlang nach der malerischen Mühle von Nebelfingen, wo sie über Felsen schäumt. Die Mahlknechte, die den Auftrag hatten, ihn in den Kanal zu tauchen, wenn er sich blicken lasse, vergaßen ihre Pflicht, und als er über die Buchshecke spähte, aus der die sonderbar gestalteten Schnittbäume ragten, hob eine junge schlanke Gärtnerin den Kopf, kam gelaufen und streckte die Hand über die Hecke.

„Friedli, ich will dir Behüt dich Gott sagen, ich trete ins Lehrerseminar,“ erzählte er freudestrahlend.

„Da muß mir die Mama den Nachmittag frei geben,“ lachte Friedli. Die Grübchen standen ihr in den Wangen, die Freude und die Frühlingssonne, die lichtvoll über die Landschaft flutete, gingen über ihr Gesicht.

Frau Stahr, die Mama, der sich schon der erste graue Faden durchs Haar spann, empfing den ihr halb fremd gewordenen Gast, alter schöner Zeiten gedenkend, mit dem Wohlwollen, das sie stets für Foggeli besessen hatte. „So geht und freut euch,“ sagte sie mütterlich lächelnd.

Zwei junge Menschenkinder flogen in den Frühling aus, empor auf die Ruine Alt-Nebelfingen und sahen ins blühende Land, sie stiegen durch den ankeimenden Buchenwald in ein kleines Waldtal hinab, das voll goldener Simmelschlüssel und weißer Anemonen stand, Schmetterlinge gaukelten, und um die beiden halbwüchsigen Leuten war wie ein Schmetterling das Glück, ein Glück so spinnwebfein wie ein Lied, der Zauber der Heimat, der Jugend und einer unausgesprochenen Liebe. Sie gelangten, sie wußten nicht wie, auf die Aussichtswarte

des Eschuppentännleins, sie sahen vom blauen Hohentwiel bis in die silbernen Alpen, und über dem Frühlingsfrieden wurde ihnen das Herz weit. Die junge Brust Friedlis strömte von Melodien, jugendliche Pläne, die keine Worte fanden, schweiften in die Ferne des Lebens, und die Sonne sprühte schon im Untergang.

Da sagte Friedli weich: „Wir sollten eine Zeit bestimmen, einen Augenblick, meine ich, in dem wir aneinander denken, ich an dich und du an mich.“

„Ja“, versetzte Jakob Sturm, „am Sonntagmorgen, wenn die Glocken zur Kirche läuten, denke ich jedesmal am See von Ruosen an dich.“

„Das ist ja gerade die Stunde, die auch mir besonders gut gefällt,“ erwiderte Friedli mit leuchtenden Augen, „der Gang von der Mühle zur Kirche in Nebelfingen, wenn die Sonntag-

morgenglocken über die Felder klingen, ist mein Lieblingsaugenblick. Siehst du unser Kirchlein im grünen, tiefen Tal, wie es freundlich zwischen den Linden ragt? Wenn sie blühen, ist es das stimmungreichste Gotteshaus, der schönste Kirchhof in der weiten Heimat.“

Langsam, als müßte es die Stunde festhalten, schritt das Jugendpaar zu Tal.

Wer hätte gedacht, daß Jakob Sturm nach dem schmerzlichen Gymnasialabenteuer noch einmal so glücklich werden könne? Doch war es ein Glück ohne Übermut, ein Glück, wie es der Schwimmer empfinden mag, der gegen das Ertrinken kämpft, und im Augenblick, in dem ihn die Kräfte verlassen, guten Grund unter seinen Füßen spürt. O Mutter, o Friedli!

(Fortsetzung folgt.)

Pilgerin Seele.

Irrt eine hohe Pilgerin
Zwischen Leben und Sterben den Weg dahin.

Nachdenklich manchmal steht sie still,
Sich auf ein Tiefes besinnen will.

Sie späht in der Vergangenheit Land —
Weit, weit verläuft der Weg im Sand.

Sie lauscht ins Schweigen der Zukunft hinaus —
Fernher schauert's wie Meeresgebraus.

Und weiter irrt die Pilgerin,
Weiß nicht woher, weiß nicht wohin.

Albert Fischli.

Island-Fahrt.

Von Thorsteinn Josepsson.

Der Frühling war da. Es gefiel mir so gut in der Schweiz, daß ich gar kein Heimweh nach meiner Heimat im hohen Norden empfand, obgleich ich sie schon vor zwei Jahren verlassen hatte.

Aber heimwärts ging es doch jetzt und zwar über Paris—London. Mein Aufenthalt in diesen zwei Weltstädten, wo auf verhältnismäßig engem Raum viele Millionen Menschen zusammengedrängt wohnen, ließ mich an Island denken, wo 100 000 Menschen mehr als 100 000 Quadratkilometer Land zur Verfügung haben.

Erst als ich nach Hull kam, dieser schwärzesten und düstersten Stadt, die ich je in meinem Leben gesehen habe, und dort den isländischen Dampfer sah, der mich nach Hause bringen sollte, bekam ich Heimweh nach Island, nach meinen Eltern und Freunden, die ich so lange nicht mehr gesehen hatte.

Dieses Gefühl verließ mich allerdings, als wir aufs offene Meer gelangten. Es war so

stürmisch, daß selbst die Seeleute selten etwas Ähnliches erlebt hatten, und ich wurde seekrank. Der Dampfer von kaum 2000 Tonnen mußte anhalten und sechs Stunden auf offener See warten, bis der Sturm etwas nachließ. So etwas kommt nur selten vor. Am Abend des zweiten Tages, als ich mich wieder auf Deck wagte, war das Meer ganz ruhig und glänzte wundervoll in den letzten Sonnenstrahlen.

Vierundzwanzig Stunden später grüßten die blendendweißen Kuppen der isländischen Gletscher über das Meer. „Hurra! Island!“ riefen die heimkehrenden Isländer. Sie hatten zum Teil ihre Heimat viele Jahre lang nicht mehr gesehen. Welch ein Gefühl drang da in die Seelen dieser Menschen, die ihr armes und einsames Vaterland über alles lieben, und das sie jetzt plötzlich aus dem Meere emportauschen sahen. Die hunderttausend Isländer, die wie eine einzige große Familie sind, haben ein leidenschaftliches Gefühl der Zusammengehörig-